



**change | reader**

# Jugend

## Integration

**change I reader**  
J u g e n d

Integration

**I Verlag Bertelsmann Stiftung**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Reihe change / reader Jugend – Integration 12/2010*

© 2011 E-Book Ausgabe

Verlag Bertelsmann Stiftung, Gütersloh

Verantwortlich: Sabine Reimann

Redaktion: Ulrike Osthus

Umschlaggestaltung: Bertelsmann Stiftung

Umschlagabbildung: © Bertelsmann Stiftung

ISBN 978-3-86793-379-7 (PDF)

[www.bertelsmann-stiftung.de/verlag](http://www.bertelsmann-stiftung.de/verlag)

# Inhalt

Vorwort

„Aufgeben ist nicht mein Weg“ (Leseprobe)

Integration braucht faire Bildungschancen (Leseprobe)

Umfrage: Zuwanderer in Deutschland, 2010

Repräsentative Befragung Zuwanderer in Deutschland, 2009

Demokratie und Integration in Deutschland (Leseprobe)

## change-reader

### Vorwort

Die Bertelsmann Stiftung richtet ihre Programmarbeit in vielen ihrer Themenfelder ausdrücklich auf die Zielgruppe „Jugend“ – vor allem in den Bereichen Bildung, Integration, Zivilgesellschaft, Kultur und Werte. Ergänzend zur Schwerpunktausgabe „Jugend“ unseres Magazins change stellen wir in diesem E-Book die Expertisen der Bertelsmann Stiftung dazu zusammen: Umfragen, Studien und Leseproben aus den Büchern des Verlags Bertelsmann Stiftung. Über Voraussetzungen und Erfahrungen junger Menschen mit **Integration** geben u. a. repräsentative Befragungen von Zuwanderern in Deutschland Auskunft.

Karin Schlautmann

Leiterin Kommunikation der Bertelsmann Stiftung

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)

*Aufgeben ist nicht mein Weg*

Bildungswelten in der Einwanderungsgesellschaft

| **Verlag BertelsmannStiftung**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2008 Verlag Bertelsmann Stiftung, Gütersloh

Verantwortlich: Ulrich Kober, Orkan Kösemen

Lektorat: Sabine Stadtfeld, München

Herstellung: Christiane Raffel

Umschlaggestaltung: Nadine Humann

Umschlagabbildung: Marc Darching, Berlin

Innengestaltung: Katrin Berkenkamp, Designwerkstatt 12, Bielefeld

Druck: Hans Kock Buch- und Offsetdruck GmbH, Bielefeld

ISBN 978-3-89204-982-1

[www.bertelsmann-stiftung.de/verlag](http://www.bertelsmann-stiftung.de/verlag)

## *Inhalt*

<b>Vorwort</b> . . . . .	7
Rita Süßmuth	
Porträt Ali Doğan . . . . .	10
» <i>Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.</i> «	
<i>So war ich. So bin ich bis heute.</i>	
Porträt Andreas Wojcik . . . . .	22
<i>Jetzt erst recht!</i>	
<i>Zieht durch, was ihr euch vorgenommen habt.</i>	
Porträt Canan Ulufer . . . . .	34
<i>Ich bin die, die ich bin.</i>	
<i>Das ist vielleicht der größte Erfolg in meinem Leben.</i>	
Porträt Eleonora Faust . . . . .	48
<i>Kommt raus aus eurer Ecke, verkriecht euch nicht,</i>	
<i>ihr seid gut, ihr schafft, was ihr euch vornehmt!</i>	
Porträt Hülya Eksi-Yılmaz . . . . .	60
<i>Am wichtigsten ist es, nicht zu resignieren.</i>	
Porträt José Ramón Álvarez Orzáez . . . . .	72
<i>In Momenten der Ohnmacht habe ich mir immer gesagt:</i>	
<i>»Mich kriegen die nicht. Mich machen die nicht fertig.«</i>	
Porträt Martin Hyun . . . . .	84
<i>Ich möchte mein Wissen und meine Erfahrungen</i>	
<i>hierzulande einsetzen. Ich hoffe auf eine Chance.</i>	
Porträt Musgana Tesfamariam . . . . .	96
<i>Bildung ist die beste Waffe, um sich Gleichberechtigung</i>	
<i>und ein gutes Leben zu erkämpfen.</i>	



Porträt Sadik Cicin . . . . .	108
<i>Dranbleiben, Jungs, ihr müsst dranbleiben, nicht aufhören, weitermachen, auch wenn es in der letzten Zeit für euch schlecht gelaufen ist.</i>	
Porträt Antonella Sgroi . . . . .	122
<i>Wenn ich mich jetzt nicht melde, dann wird nichts von selbst passieren.</i>	
Porträt Waldemar Eisenbraun . . . . .	136
<i>Wo ein Wille ist, da passieren großartige Dinge. Aufgeben ist nicht mein Weg.</i>	
Porträt Armin Suceska . . . . .	148
<i>Geht mal in die Bibliothek. Und jetzt los, beeilt euch. Bevor es zu spät ist!</i>	
Porträt Lamya Kaddor . . . . .	162
<i>Lernt, Leute, lernt! Worauf wartet ihr noch?</i>	
<i>Erfolg darf nicht unwahrscheinlich sein. Was sich ändern muss, damit »neue« Deutsche faire Chancen bekommen . . . . .</i>	
Ulrich Kober   Orkan Kösemen	173
<i>Die Autoren . . . . .</i>	182

*Ich bin die, die ich bin. Das ist vielleicht  
der größte Erfolg in meinem Leben.*

Im biographischen Dossier, das ich im Vorwege von der Bertelsmann Stiftung über Canan Ulufer erhalten hatte, waren mir folgende Zitate von Canan aufgefallen: »Wir müssen aufhören, jeden Moslem für das, was in der Welt im Namen des Islam passiert, in Deutschland zur Verantwortung zu ziehen. Wir müssen uns für die Menschen einsetzen, die an die Freiheit glauben. Wir müssen unterschiedliche Religionen respektieren und ihnen den Raum für ihre Entfaltung geben. Wir müssen uns gemeinsam für die Rechte von Minderheiten stark machen. Wir müssen uns für die Menschen einsetzen, die an die Demokratie glauben.



Wir müssen an die Gesellschaft glauben und an die Gerechtigkeit. Wir müssen uns für den Frieden in Deutschland und für den Frieden der Menschheit einsetzen.« Dahinter zitiert sie dann Mahatma Gandhi: »Es gibt keinen Weg zum Frieden, denn Frieden ist der Weg.« Ich rufe sie an und sie schlägt mir als Treffpunkt eine Sushi-Bar im Hamburger Schanzenviertel vor, einem ehemaligen Arbeiterquartier, das sich in den letzten Jahren zu einem In-Viertel gewandelt hat. Es ist 18 Uhr an einem kühlen und windigen Winterabend. Ich schalte das Aufnahmegerät an.

Es ist nicht einfach für mich, Ihnen von mir zu erzählen. Ich könnte dies alles besser aufschreiben, als mit einem Menschen, den ich nicht kenne, darüber zu reden. Ich habe den Eindruck, meine Sprache leidet darunter. Aber ich will es dennoch versuchen.

Ich kam als ältestes dreier Kinder in Hamburg auf die Welt. Meine zwei jüngeren Brüder sind 26 und 22 Jahre alt. Meine Eltern stammen aus Kars. Der Ort ist bekannt geworden durch Orhan Pamuks Roman »Schnee«. Kars liegt im Osten der Türkei an der armenischen Grenze. Unsere Vorfahren stammen aus dem heutigen Georgien, nahe der Hauptstadt Tiflis. Dort leben viele Ahiskatürken (Mescheten) und Terekeme (Karapapak), zu denen auch wir gehören. Ich erwähne dies, um die Geschichte der Migration meiner Familie zu verdeutlichen, denn sie begann nicht erst 1969 mit der Einwanderung meines Großvaters nach Deutschland.

Meine Mutter folgte ihrem Vater 1973, sie war damals gerade 17 Jahre alt. Mein Vater kam 1978 nach der Hochzeit mit meiner Mutter nach Deutschland. Mit der Migration fing für meine Familie ein neues Leben an, ein Leben voller Hoffnung, Träume, Zuversicht und dem Glauben daran, sich in Deutschland verwirklichen zu können.

1979 wurde ich in Hamburg geboren. Meine Mutter war eine der vielen türkischen Frauen, die eher als ihre Männer migrierten. Dies ist in der Öffentlichkeit meist nicht bekannt. Im öffentlichen Bewusstsein sind es meist die Männer, die auswanderten und später ihre Familien nachholten. Meine Mutter heißt Raziye, sie ist heute 52 Jahre alt. Sie ist Terekeme, die haben einen aserbajdschanischen Einfluss und stammen ursprünglich aus Georgien. Mein Vater heißt Tazebey, er wird 53 und ist Ahiskatürke. Meine Eltern waren in verschiedenen Firmen als Arbeiter tätig, meine Mutter unter anderem auch in einem Krankenhaus.

Mein Großvater Abdul Kadir Özdemir war der Erste, der von uns nach Deutschland kam. Er zog nach Norderstedt bei Hamburg.

Später hat er seine Lieben nachgeholt. Mittlerweile sind wir eine große multiethnische Familie in Deutschland mit türkischen, deutschen, spanischen, italienischen und mazedonischen Hintergründen.

Meine Eltern haben als Kinder in der Türkei die Grundschule absolviert. Sie hatten nicht die Möglichkeit, weiterführende Schulen zu besuchen. Meine Mutter wollte immer Lehrerin werden, sie konnte ihren Traum aber leider nicht verwirklichen. Meine Eltern dachten: »Wir ziehen nach Deutschland, und dort machen wir unsere Träume wahr.« Mein Vater war während seines Militärdiensts Fallschirmkommandant, aber im Zuge der Familienzusammenführung drehte sich auch sein Leben nur noch um die Arbeit in einem fremden Land mit einer fremden Sprache, Kultur und Religion. Schauen Sie auf meine Eltern, so sehe ich, wie sie ihr Leben opferten, damit wir Kinder ein besseres Leben ermöglicht bekommen. Nachdem mein Großvater 1986 alle Familienmitglieder nach Deutschland gebracht hatte, ist er gestorben. Ich bin die erste Frau unserer Familie, die studiert hat. Meiner Eltern war meine Bildung sehr wichtig. Sie waren und sind bis heute meine größten Vorbilder und in gewisser Weise auch meine wichtigsten Lehrer geworden. Sie wollten, dass ich die gleichen Chancen erhalte wie Mädchen hierzulande. Dafür haben sie sich stets eingesetzt.

Im Alter von vier Jahren bin ich in den Kindergarten gekommen. Dort hatte ich zwei Erzieherinnen, Frau Schröder und Frau Rickenberg. Diese Frauen haben mich sehr geprägt, was später dazu geführt hat, dass ich unter anderem Erzieherin geworden bin. Sie hatten ein gutes Verhältnis zu meinen Eltern. Mir gegenüber haben sie sich immer großzügig und fair verhalten. So wie sie wollte ich auch werden.

In der Vorschule musste ich später eine »Ehrenrunde« drehen, weil meine Leistungen schlecht waren. Später bekam ich in der 1. Klasse eine Lehrerin, mit der ich nicht klarkam. Ich wurde oft des Unterrichts verwiesen und musste von meinen Erzieherinnen

Frau Schröder und Frau Rickenberg abgeholt werden. Für mich war die Grundschulzeit schwierig. Ich konnte kaum Hilfe von meinen Eltern erwarten, weil sie damals der deutschen Sprache nicht mächtig waren, zudem waren sie berufstätig. So musste ich mir selber helfen und kam auf die Idee, meinem drei Jahre jüngeren Bruder Tümer Geld dafür zu zahlen, wenn er mir Diktattexte vorlesen würde. Pro Diktat bekam er eine Mark von mir. Während sich die Mädchen in meinem Alter »Bravo« kauften, gab ich mein Taschengeld für meine Fortbildung aus. Mein Bruder Tümer darf sich heute offiziell als »hochbegabt« bezeichnen. Er hat von dem SPD-Politiker Olaf Scholz ein »Hochbegabten-Stipendium« überreicht bekommen. Mein Taschengeld habe ich also gut investiert.

Meine Grundschule lag am Neubergerweg. In der gleichen Straße lebte der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt. Jedes Mal wenn ich an seinem Haus vorbeiging, sah ich Polizeiautos und Überwachungskameras und fragte mich, wer da wohnt. Ich kann mich erinnern, dass wir mit der Klasse an dem Haus von Helmut Schmidt vorbeigingen. Eines Tages fragte ich meine Lehrerin, wer dort wohne, und sie sagte, jemand, dem Hamburg viel zu verdanken habe. Der Mann sei früher Bundeskanzler gewesen. 1962 habe er während der großen Sturmflut viele Menschenleben gerettet. Jedes Mal wenn ich später allein oder mit der Klasse an diesem Haus vorbeiging, hoffte ich Helmut Schmidt zu treffen. Einmal habe ich ihn dann tatsächlich gesehen. Ich blieb stehen und guckte ihn an. Er lächelte. Ich erzähle dies, weil ich in diesem Zusammenhang das erste Mal die Wörter »Politiker« und »Politik« gehört habe. Sie waren für mich fortan Synonyme für das Wort »Held«. In dieser Zeit reifte in mir die Entscheidung, Politikerin werden zu wollen. Mein »Held« in der Kindheit hieß fortan Helmut Schmidt. Er hat mich mit seinem Lächeln verzaubert und die Neugier für Politik in mir geweckt.

Im Gegensatz zu der Zeit in der Grundschule fühlte ich mich bei meinen Erzieherinnen Frau Schröder und Frau Rickenberg sehr aufgehoben. In späteren Schuljahren hatte ich allerdings das

Gefühl, dass meine Lehrerin mich nicht mochte. Ich hatte sogar den Eindruck, dass sie generell Kinder von Einwanderern nicht leiden konnte. Einmal hat sie im Sportunterricht zu einem Mitschüler gesagt: »Sag mal, duschst du dich nie?« Rückblickend weiß ich nicht, warum ich das als Kind in dem Moment so bewusst wahrgenommen habe, aber ich hörte ihnen gebannt weiter zu. Die Lehrerin sagte weiter zu ihm: »Ja, du riechst nach Schweiß.« Ausländer stinken, sollte das wohl heißen.

Als Kind spürst du sehr genau, wenn dich jemand abfällig behandelt, wenn du wie eine Aussätzige angeschaut wirst. Meine Klassenlehrerin hat mir das Gefühl vermittelt, etwas stimme nicht mit mir. Meldete ich mich im Unterricht, wurde ich nicht drangenommen. Gab es einen Kalender, bei dem ein Türchen aufmachen durfte, wer sich gut benahm, war ich als eine der Letzten am Zug. Als Kind nimmst du Unterschiede schon exakt wahr. Die Dinge, die von außen an einen herangetragen werden, gelangen in gewisser Weise von außen in das Bewusstsein und sickern dort ein. Sie werden Teil deines Herzens. Dieses Gefühl hatte ich in der Grundschule oft.

Am Ende jener Zeit bekam ich eine Empfehlung für die Haupt- oder Realschule. Meine Eltern kannten sich nicht mit dem dreigliedrigen Schulsystem aus und folgten der Empfehlung der Lehrerin. Sie meldeten mich in der Realschule an. Als ich allerdings erfuhr, Freunde von mir würden in die Hauptschule gehen, habe ich meinen Papa gedrängt, mich auch dorthin zu schicken. Ich wollte der Möglichkeit entgehen, mich allein Lehrern ausgesetzt zu sehen, die mich womöglich ungerecht behandeln würden. Zudem hatte ich auch den Eindruck, nicht gut genug zu sein für weiterführende Schulen. Mein Vater meldete mich infolgedessen in der Hauptschule an.

In der 5. Klasse hatte ich ein gutes Zeugnis. Meine Lieblingsfächer waren Englisch und Kunst. In der 6. Klasse habe ich angefangen das Kopftuch zu tragen. Niemand hat mich dazu gezwungen. Es war – und ist es bis heute – meine persönliche Entscheidung. Meine

Eltern waren darüber überrascht, mein Vater rief eines Tages meine Lehrerin an, um ihr meine Entscheidung mitzuteilen. Nach den Sommerferien ging ich also mit Kopftuch in die Schule.

Ich muss an diesem Punkt gestehen, dass mich die öffentliche Debatte um das Kopftuch bis heute stört. Sie reduziert uns Frauen oftmals als unterdrückte Kopftuchmamis, als Frauen also, die keinen eigenen Kopf haben und keinen Willen, Dinge, die sie für richtig halten, auch vorzuleben. Kein Mensch möchte wissen, ob ich künstlerisch begabt bin, welche Hobbys ich habe oder wie mein Freundeskreis aussieht, ob ich ein Fußballfan bin oder was auch immer. Man reduziert mich immer nur darauf, dass ich eine Muslimin mit Kopftuch bin.

Ich frage mich oft, was die sinnlose Trennung zwischen Religion, Nationalität und Weltanschauung den Menschen bringt. Sind wir nicht alle Bürger dieser Welt? Auch ich als Muslimin mit Kopftuch bin eine Bürgerin dieser Welt, eine Bürgerin dieser Gesellschaft. Ich bin nicht anders als die Mehrheitsgesellschaft, ich lebe mein Leben, wie jeder Mensch in Deutschland sein individuelles Leben lebt. Manche muslimische Freundinnen von mir tragen kein Kopftuch, haben aber dennoch konservativere Ansichten als ich. Ich hingegen betrachte mich als progressive Frau, trotz des Kopftuchs.

In meiner Familie tragen fast alle Frauen kein Kopftuch. Der Glaube bietet mir einen Rückzugsraum. Gott ist also immer mit und in mir, ob im Flugzeug, im Bett, unter Menschen, oder auch wenn ich allein bin. Gott begleitet mich zur jeder Zeit überall. Das bereichert mich und mein Leben. Das bereichert meine Freunde und meine Familie. Und ich denke, was mich bereichert, das vermag ich auch der Welt zurückzugeben.

Nachdem meine Lehrerin mit meinem Vater telefoniert und sie offenbar die Klasse informiert hatte, warteten am Tag darauf meine Klassenkameraden am Haupteingang der Schule auf mich und begleiteten mich in die Klasse. Dort sprachen wir über eine



Stunde miteinander über meine Entscheidung. Nach dem Gespräch war es, als hätte ich nicht nur mich den anderen zu erkennen gegeben, sie hatten mich auch in meinem Wesen erkannt. Diese positive Erfahrung mit meinen Klassenkameraden hat mich sehr geprägt.

Eines Tages kam ich in die Klasse. Es war mein 13. Geburtstag. An jenem Tag sah ich, dass an der Tafel »HAPPY BIRTHDAY, CANAN!« stand. Ich konnte die Tränen nicht zurückhalten. Meine Klassenkameraden hatten eine Torte für mich gebacken. Ich habe eine Öllampe und ein T-Shirt geschenkt bekommen, worauf alle unterschrieben hatten. Sie hatten die Überraschung mit der Hilfe unseres Religionslehrers vorbereitet. Einen Empfang wie diesen gab es für niemanden anderen jemals in der Klasse. Ich werde diesen Tag nie vergessen. Die Öllampe habe ich noch immer, für kein Geld der Welt würde ich sie hergeben.

Allerdings änderte sich mit meiner Entscheidung, das Kopftuch zu tragen, mein Verhältnis zu meinem Englischlehrer. Wir hatten einen Schüler namens Steve in der Klasse. Seine Mutter war Deutsche, sein Vater Afrikaner. Er hatte dunkle Haut. Ich fühlte mich mit ihm sehr verbunden, weil er wie ich und meine Familie mit Vorbehalten, Ressentiments und Rassismen zu kämpfen hatte. Eines Tages war er krank. Der Englischlehrer kam und begrüßte die Klasse. Plötzlich stellte er fest, Steve war nicht da, und er sagte diesen Satz, der mich geschockt zurückließ: »Die Klasse ist heute so hell.« In diesem Moment habe ich fast geweint. Bis heute fühle ich mich mit Menschen afrikanischer Herkunft sehr verbunden. Danach wurden meine Noten in Englisch immer schlechter. Im Zeugnis hatte ich die Note 5. Ich übertrug die Angst vor dem Lehrer auf die englische Sprache. Bis heute tue ich mich mit der englischen Sprache sehr schwer.

Natürlich gab es auch Menschen, denen ich begegnet bin und die mir halfen, indem sie mir Wege eröffnet haben. Unsere Klasse hatte eines Tages einen Termin bei der Berufsberatung des Arbeitsamtes.

Kurze Zeit zuvor hatten wir einen Aufsatz schreiben müssen, in dem wir das Pro und Kontra des sogenannten Ausländerwahlrechts herausarbeiten sollten.

Für mich war ein gewisser Herr von Lehe beim Arbeitsamt zuständig, und wie es der Zufall wollte, hatte ich diesen Aufsatz dabei. Herr von Lehe las diesen Aufsatz und fragte mich, ob ich Politikerin werden wolle. Ich lächelte ihn verschämt an und nickte. Auf einem Zettel zeichnete er mir daraufhin meinen Berufsweg vor, und während er das tat, schaute ich in sein Gesicht und bemerkte ein zartes Lächeln in seinem weißen Bart. Dann sagte er, ich solle meinen Realschulabschluss nachholen, um anschließend eine Ausbildung zur Erzieherin zu machen und dann Sozialpädagogik zu studieren. Ich war etwas irritiert, denn ich wollte doch Politikerin werden. Aber er sagte: »Politik ist kein Beruf, den man erlernen kann. Gute Politik macht, wer weiß, was die Bedürfnisse derer sind, die in diesem Land nicht zu ihren Rechten kommen – wie die Menschen aus deinem Aufsatz.« Ich fragte ihn, ob er daran glaube, dass ich es schaffen könne. Er nickte und sagte, wer so einen Aufsatz schreibe, wisse, was er in dieser Welt verändern möchte.

Der Mann vom Arbeitsamt, der aussah wie der freundliche Kapitän aus der Fischstäbchen-Werbung, hatte mich motiviert. Ich holte die Realschule nach und entschloss mich 1995, in einer Kinderpflegeschule in Hamburg-Eppendorf meine Ausbildung zur Kinderpflegerin zu beginnen. Es waren die Jahre nach den Anschlägen von Hoyerswerda, Mölln und Solingen. Ich beobachtete dieses Land zunehmend distanzierter und fand auf beängstigende Weise seltsam, was hier geschah.

Nach meinem Realschulabschluss und der Ausbildung zur Kinderpflegerin habe ich eine Ausbildung zur Erzieherin begonnen. Englischunterricht gab es im Rahmen dieser Ausbildung zwar auch, dennoch begann in der Erzieherfachschule die schönste Zeit meines bisherigen Lebens. Mein Klassenlehrer Claus von der Osten hat mich sehr gemocht und ich ihn ebenso. Ich hatte viele Lehrer und

Professoren, die mich begleitet haben, aber unter allen war Claus von der Osten mein Lieblingslehrer.

In jener Zeit wurde der Politiker Cem Özdemir populär. Auch er ist übrigens ausgebildeter Erzieher. Ich studierte also nach meiner Ausbildung und folgte dem Vorbild Cem Özdemirs. Unter vielen Türken ist Özdemir hoch geachtet. Für junge Menschen wie mich stellt er so etwas dar wie ein türkischstämmiges »role model«. Er ist einer, an dem man sich orientieren kann, der für viele von uns etwas Prototypisches darstellt. So einen wie ihn gab es nicht zuvor. Wer hätte das gedacht: Ich, die Hauptschülerin, war nun Studierende. Ich hätte die ganze Welt umarmen können, so glücklich war ich. Während meines Studiums hatte ich kaum Schwierigkeiten mit dem Kopftuch. Doch nach den Anschlägen auf das World Trade Center 2001 haben sich die Verhältnisse geändert. Zuweilen wird man auf offener Straße als »Terrorist« verunglimpft.

Das Erste, was ich im Studium lernte, war ein Satz meines Rechtsprofessors, Professor Dr. Ollmann: »Wichtig ist, Menschen niemals ihre Titel zu nehmen.« Er meinte, hat jemand promoviert oder habilitiert, sollte man diesen Menschen mit Respekt gegenüberreten. »Respekt« war eine Tugend, die ich von meinen Eltern ohnehin mitbekommen hatte. Ich wäre also nie auf die Idee gekommen, meine Professoren schlicht mit Herr oder Frau anzusprechen. Ich ließ es mir aber nicht nehmen, sie zu kritisieren, wenn ich etwas für falsch hielt, was sie zu verantworten hatten.

In einer Klausur im Fach »Recht« sind einmal viele meiner Kommilitonen durchgefallen. Die meisten der übrigen Studenten hatten eine Note von 4,0 bekommen. Vor dem Seminar hatte sich der verantwortliche Professor zu einer Rede aufgeschwungen, in der er allen Studenten mangelndes Engagement vorwarf. Ich hörte mir eine Weile an, was er zu sagen hatte. Als ich seine Vorwürfe nicht mehr ertrug, stand ich auf und erwiderte ihm, bei einer derartigen Durchfallquote müsse der Lehrkörper die Fehler auch bei sich suchen. »Bei allem Respekt«, habe ich gesagt, »Sie sollten auch

darüber nachdenken, ob das miserable Ergebnis nicht auch durch die schlechten Studienbedingungen zustande gekommen ist.« Aber er sagte nur: »Ach ja? Wie kommen Sie dazu? Sie in Ihrem roten Mantel waren doch nie in meinem Rechtsseminar.« Das war also seine Art, mit meiner Kritik umzugehen.

Dieser Disput brachte es mit sich, dass mich plötzlich alle Studierenden und Professoren kannten. Alle wussten, wer ich war, nämlich die mit Kopftuch, die sich traute, Widerrede zu geben, während einige Studenten schwiegen. Mein Ansehen stieg daraufhin, nicht nur unter den Kommilitonen, sondern auch unter den Professoren. Sie baten mich später, im Namen aller Studenten unserer Fakultät die Abschiedsrede für meinen Lieblingsprofessor Professor Richard Sorg zu halten. Mir wurde die Ehre zuteil, und ich durfte später zudem für die Professorin und Vorsitzende des Prüfungsausschusses, Professorin Dau, die Abschlussrede halten. Viele andere Professoren kamen danach auf mich zu und lobten mich für die Rede. Das hat mich motiviert. Ich dachte: »Mensch, Canan, wenn du dein Lampenfieber unter Kontrolle hältst, kommt Nützliches zustande.«

Während des Studiums habe ich mich für ein Praktikum bei der Interkulturellen Begegnungsstätte (IKB) e.V. beworben. Ich habe dort angerufen und wurde zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Am Ende des Gespräches sagte die Geschäftsführerin, sie müsse die Zustimmung des Vorstands einholen. Einige Tage später erhielt ich einen Anruf und ich begann in der IKB. Ich weiß noch genau, an welchem Tag es war: Ich begann mein Praktikum am Weltfrauentag, am 8. März 2004.

Während dieser Zeit wurde die Geschäftsführerin der IKB Nebahat Güclü Abgeordnete der Hamburger Bürgerschaft und migrationspolitische Sprecherin der GAL-Fraktion. Sie nahm mich zu verschiedenen Veranstaltungen, Podiumsdiskussionen und Empfängen mit. Dort lernte ich Persönlichkeiten aus der Politik kennen, tatsächlich auch mein Vorbild Cem Özdemir. Wir kamen ins Gespräch

und ich setzte mich bei ihm für die Rechte islamischer Frauen ein, damit sie sich nicht dafür schämen müssen, das Kopftuch zu tragen. Ich erinnere mich noch sehr genau daran, dass Özdemir mich anschaute und lächelte.

Nach meinem Studium wurde ich von der IKB als Schwangerschaftsvertretung für meine Kollegin übernommen. Noch heute arbeite ich dort als Sozialpädagogin und biete Sozialberatung an, etwa in Fragen des Aufenthaltsrechts und der Einbürgerung, bei Erziehungs- und Schulproblemen oder auch in Trennungs- und Scheidungsfällen.

Zudem arbeite ich für die Heinrich-Böll-Stiftung. Ich leite dort den Bildungsurlaub nach Istanbul. Außerdem arbeite ich bei der »Woge e.V.«, einer Migrantenorganisation, die verschiedene Projekte mit und für Migranten anbietet. Unter anderem biete ich für Eltern einer Gesamtschule ein Elterncafé an.

Im Dezember 2007 wurde ich zur Sprecherin und Delegierten der Landesarbeitsgruppe »Integration und Interkulturelles Zusammenleben« der Partei »Die Grünen« in Hamburg gewählt. Dr. Verena Lappe sowie unser stellvertretender Landesvorsitzender Jens Kerstan und die migrationspolitische Sprecherin der GAL-Fraktion, Frau Güclü, fragten mich, ob ich für einen Listenplatz in der Hamburger Bürgerschaft kandidieren wolle. Ich habe dies abgelehnt, weil ich mich für diesen Schritt noch nicht bereit gefühlt habe.

Die Politik sollte indes die richtigen Weichen stellen, damit keine institutionelle Diskriminierung stattfindet. Sie sollte gleiche Startchancen für alle Menschen möglich machen und soziale Ungleichheiten abbauen. Wir benötigen kostenlose Kindergartenplätze. Zudem sollten mehr Lehrer mit Migrationshintergrund eingestellt werden. Sie würden sicherlich als Motivatoren für Kinder aus Einwandererfamilien dienen.

Im Leben von uns allen gibt es solche Motivatoren. Ich empfinde mich in gewisser Weise als so etwas wie die »Essenz« meiner Moti-

vatoren – angefangen bei meinen Eltern, die durch ihren Glauben an mich und ihr positives Zureden mich vorangebracht haben. Das Interesse für Politik habe ich durch meinen Vater vermittelt bekommen. Ich liebe es, mit ihm über Gott und die Welt zu diskutieren. Er ist mein persönlicher und politischer Ratgeber. Meine Mutter ist dagegen meine emotionale Stütze, die Seele unserer Familie. Ich liebe meine Eltern sehr. Ich weiß, dass sie sehr stolz auf mich sind, und danke Gott, dass ich ihre Tochter sein darf. Aber meine Oma Ayna Özdemir ist meine größte »Heldin«, mein »weißer Engel«. Ihre Gebete vor all meinen Prüfungen haben mich mental derartig gestärkt, dass ich meine Prüfungsangst vergessen konnte.

Mein größter Erfolg war unzweifelhaft, dass ich trotz meines Kopftuchs es immer wieder geschafft habe, mich gegen Leute, die Vorurteile gegen mich hatten, zu behaupten. Deshalb bedeutet Erfolg für mich vor allem, wenn man es schafft, seine Ängste zu besiegen und an sich und seine Träume zu glauben. Ich glaube aber auch, dass Erfolge sowie Misserfolge – eben ganz unterschiedliche Erfahrungen – mich immer wieder dazu angetrieben haben, an meinen Zielen festzuhalten, diese nicht aus den Augen zu verlieren und mit meinen Stärken sowie Schwächen umzugehen. Ich bin die, die ich bin. Das ist vielleicht der größte Erfolg in meinem Leben.